WerkstattGeschichte 39, Klartext Verlag, Essen 2005, S. 86-88

Ein trauriger Traum

Das *Museum of the American Indian* in Washington D.C.

Das letzte freie Grundstück gehört den Indianern. Von all den Museen, die rechts und links der breiten Mall zum Capitol führen, liegt das im September 2004 eröffnete *Museum of the American Indian* (*NMAI*) diesem am nächsten. Der Komplex zu Ehren des *First American* ist der letzte Baustein in jener Kette wuchtiger, zumeist neoklassizistischer Gebäude, die das Nationalgefühl und -gefüge Amerikas präsentieren. Nun erhebt sich schräg rechts vor dem Zentrum der Macht, die das indianische Leben in den Territorien der USA zerstörte, jenes rund geschwungene, in den warmen Farben des Südwestens erbaute Museum, das die erfolgreiche Integration der UreinwohnerInnen in die amerikanische Nation ratifizieren soll.

Das *Museum of the American Indian* in Washington D.C., nach New York (1994) und Maryland (1999) das dritte seiner Art, wurde mit einwöchigen Feierlichkeiten und 20.000 indianischen Gästen vom gesamten Kontinent eröffnet. Seine Errichtung hatte der US-Kongress 1989 mit dem Ziel beschlossen, die Geschichte und Kultur der Indianer Amerikas zu sammeln und zu bewahren.

Erbaut wurde das Museum in enger Zusammenarbeit mit indianischen BeraterInnen wie Douglas Cardinal (Blackfeet), Johnpaul Jones (Cherokee), Ramona Sakiestewa (Hopi) und Donna House (Diné/Oneida). Natursandstein als Baumaterial, runde, kurvenreiche Formen, die sich an die Anasazi-Architektur New Mexicos anlehnen, der traditionell nach Osten, zum Sonnenaufgang gelegte Eingang, Wassergräben und Pflanzungen mit Weizen und Mais sowie die das Innere dominierende, alle vier Stockwerke durchziehende und von einem Glasdach überwölbte Halle *Potomac*, die an Versammlungsplätze, Zeltbauten und rituelle Kiwa-Räume erinnert, drücken den baulichen Bezug auf indianische Kulturen aus.

Auch das Ausstellungskonzept beruht auf der Idee, in direkter Kooperation mit nord- und südamerikanischen Stämmen indianische Selbstrepräsentationen zu gewährleisten. Viel Geld und Zeit wurde investiert, um diese Beratungen zu realisieren und dem Museum breite Akzeptanz in der indianischen Bevölkerung zu verschaffen. Nicht zuletzt konnte so fast die Hälfte der Gesamtkosten von 219 Millionen Dollar aus Spenden gewonnen werden, davon ein beachtlicher Teil aus den Einnahmen der Kasinos, die für viele indianische Reservate eine wichtige Einkommensquelle darstellen. Diese für die Legitimation der Ausstellung so fruchtbare Idee der breiten Beteiligung bewirkt in ihrer Umsetzung jedoch ein höchst irritierendes, bunt schillerndes Ausstellungskonzept, das letztendlich vor allem auf dem Prinzip der Masse und Reihung funktioniert.

Basierend auf der Sammlung von George Gustav Heye (1874–1957) kann das *Museum of the American Indian* aus einem Fundus von 800.000 Exponaten schöpfen, die 10.000 Jahre Geschichte von 1.000 indianischen Völkern Nord-, Mittel- und Südamerikas repräsentieren. Hinzu kommen zeitgenössische Exponate der beteiligten Stämme, zu denen auch Videos, Installationen, Artefakte des Alltags u.ä. gehören.

Die ständige Ausstellung ist in drei Bereiche gegliedert: *Our Universes – Traditional Knowledge Shapes Our World*, *Our Peoples – Giving Voice to Our Histories* und *Our Lives – Contemporary Life and Identities*. Ergänzt wird sie durch handwerkliche Vorführungen, Wechselausstellungen, Film- und Videoprogramme, Archive und Forschungsabteilungen, ein breites pädagogisches Angebot, eine Cafeteria mit einem beeindruckenden Angebot regionaler indianischer Küchen und zwei großen Museumsshops.

Die einzelnen Bereiche stellen historische und zeitgenössische Zeugnisse indianischen Lebens von Alaska bis Chile aus. *Our Lives*

versammelt in räumlicher Reihung die Selbstdarstellungen der betreffenden Stämme, *Our Universes* variiert dieses Konzept bezogen auf Spiritualität, mythologische Weltbilder und religiöse Praxen. *Our Peoples* widmet sich der historischen Perspektive und versucht, die Jahrhunderte der »Begegnung« zwischen Weißen und Indianern als eine Geschichte gleichermaßen von Übergriffen wie von gelungenen Adaptionen und Chancen zu erzählen. In allen drei Bereichen beeindruckt die schiere Fülle des Dargebotenen, die einen Einblick in den künstlerischen, handwerklichen, rituellen und spirituellen Reichtum der Ureinwohner Amerikas erlaubt. Erkennbar getragen von dem Wunsch, die Würde im Überlebenskampf zu dokumentieren, die vielfachen verächtlichen bis romantisierenden Zuschreibungen zu überwinden und den Anspruch auf kulturelle Gleichwertigkeit mit den Weißen zu bekräftigen, verzichtet die Ausstellung geradezu ostentativ auf jede analytische Perspektive. Dem Reigen der Exponate, Bilder, kosmischen Installationen, erzählten Märchen usw. lässt sich keine Aussage über die Dimension der Gewalt und deren Bedeutung für das amerikanische Gemeinwesen ablesen. So sieht man eine Wand voller Feuerwaffen vom 15. bis zum 21. Jahrhundert, dekorativ, nahezu unkommentiert und damit eine Neutralität suggerierend, die dem Ungleichgewicht der Macht und der Ausrüstung mit Waffen zwischen Indianern und Weißen nicht gerecht wird. So gibt es Vitrinen, in denen Muscheln, Scherben oder Steinspitzen in wunderschönen Bögen sortiert sind, die aber weder erklärt noch zeitlich oder räumlich eingeordnet werden. Eine weitere lange Wand versammelt Hunderte von künstlerischen Solitären, vom Mokassin eines Dakota über den Krug aus Ancoma zur Harpune eines Inuit. Per Display kann man sich Ort, Zeit und Name der Objekte nennen lassen. *Pick'n try.* Doch dieser dekorativen Zurschaustellung unterliegen nur die Artefakte des Schönen. Zwar gibt es Informationen über Massaker, Vertragsbrüche und illegale Landnahmen. Aber einen Saal der gebrochenen Verträge, in dem etwa die 4.000 allein zwischen Indianern und der Regierung der USA geschlossenen und in ihrer Mehrzahl von den Weißen missachteten Übereinkünfte[1] optisch ähnlich beeindruckend inszeniert würden, gibt es nicht. Die in diesem Zusammenhang naheliegende Erinnerung an den *Longest Walk*, der 1978 als Ausdruck des Protestes gegen die Vertragsbrüche über den ganzen Kontinent führte, sucht man ebenso vergebens.

Es fehlt auch die Reflektion über die verschiedenen Phasen der Assimilierungspolitik, die von der christlichen Mission über Hungerpolitik, Zwangssterilisationen und die Zwangskonversion zum Glauben an das Privateigentum bis zu den *Relocation Programs* der frühen 1950er Jahre reicht, in deren Zuge die städtische Ansiedlung forciert und die Beibehaltung der Reservate im Sinne einer Absonderung kritisiert wurde. Es fehlt ein ökonomischer Blick auf den Raub, die Zerstörung und Enteignung der Lebensgrundlagen und gemeindlichen Wirtschaftsformen, auf den permanenten Druck von Öl-, Uran- und Bergbauunternehmen, auf den Aufkauf von Reservatsflächen für radioaktiven und anderen Müll, auf den Wasserdiebstahl durch Flussstauungen und Kontingentierungen. Es fehlt ein politischer und ein in eigener Sache gerechtfertigt parteiischer Blick auf die Geschichte des Widerstands, die nicht mit Sitting Bull endet, sondern auch auf eine *Red Power* Bewegung in den 60ern mit Besetzungen des Gefängnisses Alcatraz (1969) und des *Bureau of Indian Affairs* in Washington (1972) zurückblickt. Die Kämpfe gegen Armut, Rassismus und Ausgrenzung, gegen Land- und Wasserraub sind immer noch aktuell. In den Ausstellungen erscheint all dieses nur facettenhaft, unverbunden, von der übergreifenden Idee der Integration in die nationale Identität im Namen des kulturellen Pluralismus aufgesogen.

Die sozialen Daten von Indianerinnen und Indianern sprechen eine andere Sprache. Die individuelle und kollektive Assimilation

ist weitgehend gescheitert, die Lebensart und der Reichtum der indianischen Völker zerstört, allein die symbolische Integration in die nationale Identität des weißen Amerika scheint gelungen. Das *Museum of the American Indian* ist ein sehr schöner und sehr trauriger Ort, dieses Schicksal der Indianer vergessen zu machen und damit zu besiegeln. Der britische Museumsforscher Tony Bennet sieht Museumspraxis und Politik, Selbstbild und Erinnerungspolitik von Gesellschaften in enger und systematischer Verbindung: Museen konstruieren Vergangenheiten – jenseits von Erinnerung – im Dienst von Gesellschaftsordnungen.[2] In diesem Sinne dient die „große Lüge"[3] des Museums dem Mythos vom geglückten Verschmelzen aller Amerikaner, ob Eingeborene oder Eroberer, Eingeschleppte oder Eingewanderte, in einem nationalen Körper. Das Museum will versöhnen, nicht aufklären, doch der Preis dieser versöhnlichen Geste ist die Verleugnung der Verbrechen des weißen Amerika. Die obligatorische Dia-Show bietet zu Klängen von Trommeln und Flöten einen überwältigenden Bilderbogen von Indianern und Indianerinnen jeden Alters, in modernem und traditionellem Outfit, lachend, tanzend, weinend, in Familien und Gruppen, als Schamane und Professorin, als Feuerwehrmann und als Soldatin. Das *Welcome* in 150 Indianersprachen am Eingang des Museums entpuppt sich als *Welcome* in den Mainstream des weißen Amerika. Die Lüge der so oft vergeblich forcierten Assimilation wird in einem werbetechnisch perfekten und sinnlich verführerischem Setting einmal mehr behauptet.

Wird den Wunden, die den Indianern im Laufe der gewalttätigen Eroberung ihres Landes zugefügt wurden, viel zu wenig Raum gewidmet, so fehlt noch eklatanter die Dimension und Dynamik der Beschädigungen, die die Gesellschaft der weißen Amerikaner im Zuge der Errichtung dieser Kultur der Enteignung an sich selbst erfuhr und erfährt. Die gewaltsame Unterwerfung des Landes und seiner Menschen haben im Laufe dieser Jahrhunderte auch die amerikanische Nation geprägt. Betrug und Grausamkeit stellen die vitale Außenseite jener Verheerungen dar, die im Innern Hass, Verachtung und Verleugnung produzieren.

Das weiße Amerika verweigert sich der kollektiven Selbstreflektion. Entleert durch seine eigenen Verbrechen sucht es immer gieriger nach den Resten des Nicht-Unterworfenen. Unfähig zu Trauer und Verantwortung, bleibt es uneinsichtig gegenüber den Erfordernissen nachhaltiger Ökonomien im Sozialen und Ökologischen. Der symbolisch richtige Ort für ein solches Museum des Weißen Mannes wäre das Capitol. Doch dieser Bauplatz ist nicht frei.

GABRIELE KÄMPER (BERLIN)

Anmerkungen

1 Felix S. Cohen, Handbook of Federal Indian Law, 1942.
2 Tony Bennet, Past Beyond Memory. Evolution, Museums, Colonialism, Reihe Museums Meanings, London 2004.
3 Peter Riese, Die große Lüge, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.10.2004.